

Nr. 37. Bromberg, den 18. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von **Ottwell Binns.**

(13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Sagen Sie mir, Herr Shervington", bat sie ihn in bekümmertem Ton, „was wollten Sie und Husky und Nima-Tashi feststellen, als Sie vorhin einer nach dem anderen aufstanden?"

„Ach", meinte er mit bitterem Lachen, „ich wollte nur feststellen, welchen von uns der Schütze als Jagdbeute ausersehen hatte."

„Und Sie . . . hatte er erkoren, nicht wahr?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja. Scheinbar hatte der Schütze keinerlei böse Absichten gegen Nima oder Ihren Vetter."

Wieder lachte er bitter. Ein besorgter Ausdruck glitt über das Gesicht des jungen Mädchens. „Ich möchte nur wissen, warum er es gerade auf Sie abgesehen hat?" flüsterte sie.

„Ja, das möchte ich auch wissen", erwiderte Shervington.

„Das war wirklich sonderbar — —" begann Craydon.

„Allerdings", unterbrach ihn Shervington mit finsterem Blick, „so sonderbar, daß man geneigt wäre, das fast Unglaubliche zu glauben!"

Craydon schwieg und wandte sich hastig ab, während Janet mit bekümmertem Ausdruck von einem zum anderen sah, als ob sie versuchte, ihre Gedanken zu lesen In diesem Moment kam Nami-Tashi zu ihnen herangestürmt.

„Vorwärts, mein Freund! Jener Bandit wird uns nicht mehr belästigen, und wir werden jetzt die Karawane hinter uns haben. Wo ist der Esel für die Dame?"

Janet bestieg wieder ihr Reittier, und in derselben Reihenfolge wie vorher setzten sie ihren Weg fort. Nima-Tashi ging in ganz forschem Tempo, und die anderen folgten ihrem Schrittmacher so gut sie konnten. Um zwölf Uhr ließ Nima-Tashi haltmachen, und sie nahmen ihre Mittagsmahlzeit ein. Sie bestand aus „Tsambi", jener sonderbaren Mischung von gedörrtem Mehl, Yakbutter und Tee, die die Hauptnahrung der Einwohner des „Verbotenen Landes" ist.

Mit Ausnahme von Nima-Tashi, der ganz vergnügt plauderte, war die Gesellschaft schweigsam und befangen. Craydon saß mit finsterem Gesicht etwas abseits von seinen Reisegefährten. Shervington schien in Gedanken vertieft zu sein, die dem Ausdruck seines Gesichts nach nicht angenehm waren, während das junge Mädchen, sichtlich betrübt über die wenig kameradschaftliche Stimmung der beiden Männer, von einem zum anderen blickte.

Als die vier Reisenden ihren Weg fortsetzten, rief Janet ihren Vetter an ihre Seite.

„Husky, geh eine Weile mit mir zusammen, ich habe etwas mit dir zu besprechen."

Stirnrunzelnd gehorchte Craydon, und als Shervington sich Nima-Tashi angeschlossen hatte, fragte sie brüsk: „Was ist mit dir los, Husky?"

Craydon warf ihr einen fast bösen Blick zu, als er verärgert rief: „Was mit mir los ist? Na, das müßtest du doch eigentlich wissen."

Bei seinem unwirschen Ton stieg Janet Craydon das Blut in die Wangen und ihre Augen blitzten. Sie zwang sich jedoch, ruhig zu bleiben, als sie antwortete: „Glaubst du, es wird dir irgend etwas nützen, wenn du dich wie ein ungezogener kleiner Junge benimmst?"

„Kleiner Junge — —!" brauste er auf, schwieg aber, als er den Ausdruck in ihren Augen bemerkte.

„Ja, wie ein ungezogener kleiner Junge", wiederholte das junge Mädchen. „Du mußt doch wissen, daß du dich unmöglich benimmst. Weil ich dir gestern abend nicht versprechen wollte, dich zu heiraten, gebärdest du dich heute — na — unbeschreiblich!"

Craydon wurde rot und erklärte stotternd: „Ich bin nicht darum verstimmt, weil du mir nicht versprechen wolltest, mich zu heiraten, sondern weil du mir überhaupt jede Hoffnung genommen hast. Das hat mich so aus dem Gleichgewicht gebracht."

Janet Craydon warf einen Seitenblick auf den Sprechenden und schwieg dann in Gedanken versunken einige Minuten. Sie wurde sich klar, daß eine solche Stimmung, wie die augenblickliche, die Fortsetzung der Reise, an der ihr so unendlich viel lag, unmöglich machen würde. Deshalb gebrauchte sie eine weibliche List und erwiderte:

„Aber du hast gestern abend dein Versprechen, zu schweigen, gebrochen, Husky. Nach unserer Verabredung solltest du erst meine Antwort haben, wenn wir endgültig Bescheid über meinen Vater wissen."

„Ja, das hatten wir verabredet", antwortete Husky noch unwirsch. „Aber wie lange wird das noch dauern?"

„Wenn wir einigermaßen Glück haben — kann es nicht mehr sehr lange dauern. Wir wissen ja schon, wo sich mein Vater befindet, und mit Nima-Tashi als Führer werden wir ihn spätestens vier Wochen erreicht haben."

„Und dann —" begann Craydon, unterbrach sich aber und blickte nach Nick Shervington, der neben dem Tibetaner vor ihnen herging. Dem Mädchen entging der Blick nicht, und als ihr Vetter sich wieder zu ihr wandte, errötete sie.

„Und was dann?" fragte er.

„Die Antwort auf diese Frage gehört zu unserer Abmachung", erwiderte sie heiter. „Du darfst mich nicht wieder drängen, wie gestern abend. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage hat', heißt es doch, nicht wahr? Und du darfst nicht wieder vorgreifen und die Zukunft im voraus wissen wollen", flüsterte sie ihm flehentlich zu, „sei wieder wie früher, Husky!"

Craydon blickte zu ihr auf, und ein abbittender Ton klang aus seiner Stimme, als er antwortete: „Ich kann nicht dafür, Janet. Ich bin außer mir — wegen — —"

Sein Blick streifte wieder den vor ihnen schreitenden Nick Shervington, und Janet erriet seine Gedanken. „Wegen Herrn Shervington? Wieso? Er setzt sich unseretwegen einer so großen Gefahr aus. Die Schüsse vorhin galten ihm, weil er uns hilft und . . ."

„Ich wünschte, sie hätten ihn getroffen!" rief Husky heftig, während Eifersucht und Wut sein Gesicht entstellten.

Das junge Mädchen war entsetzt über seine Worte, die seine finsteren Gedanken enthüllten. Eine Weile schwieg sie und schien etwas zu überlegen. Es war ihr eingefallen, wie überzeugt Shervington gewesen war, daß die Schüsse ihm gegolten hatten, und nun bestätigte es ihr Craydon. Sie erinnerte sich an den finsteren Blick Shervingtons und die unwirsche Art, mit welcher er ihren Vetter unterbrochen hatte, als er rief: „So sonderbar, daß man geneigt wäre, das fast Unglaubliche zu glauben!"

Was hatte er damit gemeint? Welcher furchtbare Verdacht hatte sich ihm aufgedrängt? Kaum hatte sie sich diese Frage gestellt, als die Bedeutung der Worte ihr blitzartig

klar wurde. Der vor Eifersucht rasende Husky hatte gewünscht, daß eine der Kugeln, die offensichtlich für Shervington bestimmt waren, ihn getroffen hätten. Hatte er — Sie wies den Gedanken zurück. Er war zu fürchterlich. Nein, es war lächerlich, ihn nur einen Augenblick ernstlich zu überlegen. Es war ganz ausgeschlossen, daß ihr Vetter, der in diesem seltsamen Land vollkommen fremd war, Verrat üben sollte. Als diese Überzeugung immer mehr die Oberhand gewann, empfand sie eine namenlose Erleichterung, von der furchtbaren Angst, die sie gepackt hatte, befreit zu sein. Gleichzeitig fühlte sie eine freundliche Regung für den Mann, der sich aus Eifersucht zu einer Äußerung hatte hinreißen lassen, die sie nun für nichts weiter als eine Redensart hielt.

„Husky," sagte sie, „du darfst so etwas nicht sagen! Du darfst es nicht glauben, was nicht wahr ist. Herr Shervington ist nur ein guter Freund — unser guter Freund — —"

„Meiner nicht!" unterbrach er sie, aber etwas weniger heftig als vorher.

„Dann meiner," entgegnete sie entschieden, „das heißt, mein Freund, aber nichts weiter." In dem Bestreben, die schlechte Stimmung ihres Vetters zu verscheuchen, fügte sie lachend hinzu: „Die alte Redensart bestätigt sich wieder einmal: „Wer mich lieb hat, muß meinen Hund auch liebhaben"!" Dann wurde sie wieder ernst, als sie hinzufügte: „Wir sind auf Herrn Shervington und seinen tibetanischen Freund vollkommen angewiesen. Diese beiden Männer sind unsere einzige Hoffnung, meinen Vater zu finden, und wenn du mir diese Hoffnung durch deine völlig unberechtigten, törichten, eifersüchtigen Launen vernichtest, verzeihe ich es dir niemals."

Als sie schwieg, sah er zu ihr auf. „Was soll ich tun, Janet?"

„Dich wie ein Mann benehmen! Vorhin, als du dich hinter der Mauer aufrichtetest, auf die Gefahr hin, erschossen zu werden, warst du ein Mann. Ich war stolz auf dich, Husky!"

Huskys Herz schwoll vor Stolz bei ihren Worten, und er lachte etwas laut. „Du mußt wieder deinen Willen haben, Janet. Ich werde mein — mein Möglichstes tun, deinen „Hund" zu lieben, solange er mich nicht zu beißen versucht!"

„Danke, Husky," sagte sie ruhig. „Ich wußte, daß du meine Wünsche berücksichtigen würdest, und — nun — ich werde auch Rücksicht auf deine Gefühle nehmen!"

„Janet," rief er impulsiv, „du bist zu gut zu mir! Du beschämst mich!"

Unter irgendeinem Vorwand gesellte er sich darauf zu den anderen, und die Unterhaltung wurde allgemein. Mit Yaks und Eseln kam ihnen eine Karawane entgegen und zwang sie, zur Seite zu treten, so schmal war der Weg. Craydon nahm die Gelegenheit wahr, während Nima-Tashi Grüße mit den Karawanenführern austauschte, eine Bemerkung an Shervington zu richten, um Janet zu zeigen, daß er gewillt sei, liebenswürdig zu sein.

„Sagen Sie, alter Freund, was tragen diese Tiere eigentlich nach Tachienlu?"

„Meistens Goldstaub und Häute," antwortete Shervington etwas kurz.

„Goldstaub?! Ich wußte ja gar nicht, daß es hier oben Goldstaub gibt! Woher, glauben Sie, kommen die Leute?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Shervington, „aber nach dem Aussehen der Führer und Tiere kommen sie von ziemlich weit her."

„Aber werden sie nie beraubt?" fragte Fräulein Craydon, als die Karawane vorbei war und Nima-Tashi wieder voranging.

„Oft," erwiderte Shervington lachend. „Es gibt ebenso viele Schurken in Tibet wie überall in Asien. Sie kommen aber fast immer mit heiler Haut davon."

Während er sprach, schritt er neben dem Mädchen her, und Craydon ging dicht hinter beiden. Seine Kusine zwang ihn, an der Unterhaltung teilzunehmen, und so wurde äußerlich wenigstens der kameradschaftliche Ton wieder hergestellt. Die feindselige Stimmung war verschwunden, als sie nach Che-to — einem kleinen verstreut liegenden Weiler — kamen.

Der Tag ging bereits zur Neige, und der Ort war schon durch die hohen Berge, von denen er eingeschlossen war, fast in Dunkel gehüllt. Nicht weit ab vom Wege graste eine Herde Yaks auf einer Wiese. Einige Ziegen weideten am Wegesrand, und als die kleine Gesellschaft das Dorf erreichte, flog eine Schar weißer Tauben hoch. Zwei Frauen, die sich anscheinend seit langer Zeit nicht gewaschen hatten, standen plaudernd vor der Tür einer Hütte und starrten die Reisenden gleichgültig an. Die Kinder, die sich auf der holprigen Straße befanden, zeigten ein etwas lebhafteres Interesse, aber die Ankunft der Fremden verursachte keinerlei Bewegung. Als Janet sich umsah, konnte sie sich nicht enthalten, zu rufen: „Welch ein öder Ort!"

„Sie werden viele weit ödere Orte hinter den Bergen dort kennenlernen," lachte Shervington.

Das junge Mädchen sah in die Richtung, die er gezeigt hatte. „Gehen wir dorthin?"

„Ja, jener Pfad, der sich zwischen den Bergen windet, ist die Karawanenstraße nach Lhassa. Unser Weg wird sich bald davon abzweigen; denn wir müssen einen Gebirgspfad nach Norden benutzen."

Als Janet Craydon den Schnee auf den höheren Bergen sah, fragte sie schnell: „Gehen wir dorthin, wo der Schnee immer liegt?"

„Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich halte es für sehr wahrscheinlich." Er sah sie nachdenklich an und fügte dann hinzu: „Es wird außerordentlich beschwerlich sein, vielleicht sogar gefahrvoll. Wenn Sie klug sind, werden Sie — —"

„Ich bleibe bei meinem Entschluß!" sagte sie kurz. In diesem Augenblick erreichten sie das Heim Nima-Tashis, ein zweistöckiges Haus, das stattlicher als alle anderen aussah. Ein beißender Geruch strömte ihnen entgegen, als sie das Haus betraten. Getrockneter Yakdung wurde zur Feuerung benutzt und verbreitete jenen übelriechenden Rauch, der aus dem schornsteinlosen Kamin kam und das ganze Haus, Balken und Wände, mit Ruß bedeckte.

Lange nachdem seine anderen Gäste sich zur Ruhe zurückgezogen hatten, saß Nima-Tashi rauchend mit Shervington zusammen und besprach mit ihm die geplante Reise und die Vorbereitungen, die er dazu treffen mußte. Nick saß mit zerstreuter Miene da und schien es kaum zu merken, daß der Tibetaner zu sprechen aufgehört hatte und ihn neugierig ansah.

Das Schweigen dauerte eine Weile, aber als Nima es schließlich brach, rüttelten seine Worte Nick endlich aus seinen Gedanken auf.

„Was den Mann mit dem Gewehr betrifft, der dich augenscheinlich so beschäftigt, mein Freund, so ist es doch sehr seltsam, daß er nur einen unter uns suchte."

„Aber woher weißt du, daß dieser Mann mich beschäftigt, Nima?"

Der Tibetaner lachte. „Der Ausdruck in deinen Augen sagte es mir. Sie glänzten nicht, wie sie es tun, wenn einer von Frauen träumt. Sie sahen finster aus, als läge hinter ihnen der Gedanke an einen Mann mit einem Kris, der nachts heimlich zum Schlage ausholt."

„Ein Kris ist kein Gewehr," entgegnete Shervington leichthin.

„Freilich! Er ist auch keine so gute Waffe für einen geheimen Mord. Mit einer Kugel kann man von weitem und ungesehen töten!" Der Tibetaner hielt inne, dann fragte er kurz: „Warum hat der Mann hinter den Felsen nicht auf mich oder auf den Schwächling, der nicht dein Freund ist, gezielt?"

„Wie soll ich das wissen? Und woher weißt du, daß der Mann, der mit uns geht, nicht mein Freund ist?"

Nima lachte leise und spöttisch. „Ich sah doch sein Gesicht, als du dich hinter der Mani-Mauer aufrichtetest. Es war das Gesicht eines Mannes, der auf den Tod eines anderen wartet. Der Schwächling wußte, daß der Tod auf dich lauerte und er hoffte, ja, er hoffte, daß die Kugel dich finden würde; denn er wußte, daß sie ihm nicht galt."

„Nima-Tashi — —" begann Shervington protestierend, aber der andere beachtete ihn nicht.

„Es ist wegen des Mädchens, daß er dich umbringen lassen will. Da er nicht den Mut hat, es selbst zu tun, bezahlt er einen anderen mit einem Gewehr — —"

„Nima, du bist ein alter Idiot! Wie konnte er das tun, wo er die Sprache des Landes nicht kennt?"

Der Tibetaner lachte. „Aber er sprach mit jemand, der seine Sprache kennt — mit der kleinen Ratte, mit der er Arrak trank, und die gestern abend vor mir davonlief."

Nick Shervington brauchte nicht an diese Tatsache erinnert zu werden; denn sie hatte ihn die ganze Zeit seit dem Angriff beschäftigt. Es beunruhigte ihn jedoch sehr, daß Nima-Tashi seinen Verdacht teilte und ein besorgter Ausdruck lag auf seinem Gesicht, als er dasaß, ohne auf die unheilvolle Bedeutung, die hinter den Worten seines Freundes steckte, etwas zu erwidern.

„Es sind Gewehre in dem Gepäck, welches die Yaks von Tachienlu brachten. Morgen, mein Freund, wirst du eins davon mitnehmen, wenn du ausgehst. Du kannst vorgeben, auf die weißen Fasane, die es hier oben gibt, schießen zu wollen, aber das Wild, dem du nachspürst, ist etwas größer, wie?"

Shervington nickte. Er sah ein, daß der Vorschlag Nimas klug war.

„Der Mann dort drin", fuhr Nima fort, mit einer Bewegung des Kopfes in die Richtung von Craydons Schlafstätte, „wer weiß? Eifersüchtige Gedanken könnten ihm einen vorübergehenden Mut einflößen. Das ist oft der Fall mit Menschen seines Schlages. Es ist besser, man ist auf der Hut. Ich möchte dich nicht tot wiederfinden, mein

Freund, wenn ich in drei Tagen mit den Reisevorräten aus Tachienlu zurückkomme."

„Mir wäre es auch nicht sehr angenehm", lachte Shervington etwas grimmig. „Ich werde schon dafür sorgen, daß uns beiden dieser Kummer erspart bleibt."

„Gut." Nima klopfte die Asche aus seiner Pfeife und stand auf. „Jetzt, da ich dich gewarnt habe, gehe ich schlafen. Vor Sonnenaufgang jedoch breche ich auf. Inzwischen gehört das Haus und alles, was drin ist, dir."

„Danke, Nima."

Shervington begleitete seinen Freund bis zu dem in die Wand eingelassenen Holzbrett, das als Schlafstätte diente. Dann wickelte er sich in ein weiches Ziegenfell und lag die halbe Nacht wach, von beunruhigenden Gedanken gepeinigt. Vor Tagesanbruch war er wieder auf, um sich von seinem Freund zu verabschieden. Am Eingang des Hofes stand er und starrte den Yaks nach, als sie die Karawanenstraße hinuntergingen, in den Morgennebel hinein. Das letzte Tier war noch zu sehen, als Nima sich umdrehte und Nick mit seiner Peitsche zuwinkte. Dieser erwiderte den Gruß und sah seinem Gastgeber noch nach, als er einen leisen Schritt hinter sich vernahm. Er wandte sich rasch um und stand Janet Craydon gegenüber. Sie trug das formlose, etwas unkleidsame Kostüm, das Nimas Schwägerin ihr verschafft hatte, aber die Schönheit ihres Gesichts wurde nicht davon beeinträchtigt, und ihre dunklen Augen leuchteten.

„Guten Morgen, Herr Shervington", lachte sie. „Ich hoffe, ich störe nicht!"

„Nein, natürlich nicht", erwiderte er ebenfalls lachend.

„Ich war wach, und als ich Ihre und Nima-Tashis Stimme im Hof hörte, stand ich auf. Wo ist Ihr Freund?"

Shervington zeigte nach den im Nebel verschwindenden Yaks. „Auf dem Wege nach Tachienlu, um Reisevorräte für uns zu holen. In drei Tagen will er zurück sein."

„Ja", antwortete sie nur.

Ein nachdenklicher Ausdruck glitt über ihr Gesicht. Sie schwieg einige Sekunden, dann streckte sie ihm impulsiv die Hand entgegen und legte sie auf seinen Arm. „Herr Shervington", sagte sie schnell mit etwas zitternder Stimme, „ich habe eine Bitte an Sie. Sie können meinen Vetter nicht leiden. Ich weiß zwar nicht, warum, aber ich hoffe, Sie werden mir zuliebe Freunde sein. Ich weiß nicht, was über Husky gekommen ist, aber in den letzten Tagen —"

Ein lautes Husten klang aus dem Hause, als wenn jemand Rauch geschluckt hätte, und als Shervington über die Schulter des jungen Mädchens blickte, sah er, daß ihr Vetter in der Tür stand und sie beide mit wütenden Augen betrachtete. Aber ehe Nick ihn herbeirufen konnte, war er in das Haus wieder verschwunden. Janet Craydon merkte Shervington an, daß etwas vorgefallen war, und sie begann schnell: „Da ist etwas . . . was . . ."

„Ihr Vetter stand in der Tür und beobachtete uns. Er schien nicht sehr erfreut. Ich glaube, er — hm — er legte die Situation falsch aus — —"

Er brach ab und sah auf die kleine Hand, die noch auf seinem Arm lag. Das junge Mädchen fing den Blick auf und errötete tief, dann sagte sie schnell: „Das war sehr gedankenlos von mir. Entschuldigen Sie bitte! Ich muß gehen und Frieden mit Husky machen."

Sie war fort, ehe er sprechen konnte, und als er sie in das Haus gehen sah, brannte ihm das Herz vor Eifersucht. Frieden mit Husky? Wie? Eine Zorneswelle schüttelte ihn bei dem Gedanken, daß sie von einem solchen Hund so sprechen konnte. Aber in den Zorn mischte sich die leidenschaftliche Liebe für das Mädchen, die ihr prachtvoller Charakter sowie ihre große Schönheit in ihm erweckt hatten. Dann lachte er bitter, als er daran dachte, daß er in abhängiger Stellung von ihr sei. Er war ein Bettler, den sie auf der Straße aufgelesen hatte, und sie — —

Er spann den Gedanken nicht weiter. Seine Blicke schweiften zu den mit Schnee bedeckten Gipfeln hinüber, die der aufgehenden, aber noch unsichtbaren Sonne bereits entgegenglühten. Dann lachte er wieder, aber dieses Mal war ein jubelnder Klang in dem Lachen. Denn weit oben hinter den Gebirgspässen, in den Tiefen der düsteren Berge war es Mannesmut, das wußte er, und nicht Geld, was zählte, und das könnte selbst zugunsten eines Bettlers ausschlaggebend sein.

(Fortsetzung folgt.)

Künstler sein, heißt den Mut haben, sich selbst zu bekennen — und Demut genug, um zu wissen, daß ein Haar vom Leben gebleicht, oder eine Träne, ein Kinderlachen, eine Blume oder ein Baum Dinge sind, vor denen die tiefste Kunst in den Schatten geht und schweigt.

Friedrich Kayßler.

Morgenstimmung.

Skizze von Erwin Sedding.

Es war mir sehr angenehm gewesen, Rudolf Sant zum Tischnachbarn zu haben. Wir hatten viel von Buenos Aires gesprochen, einer Stadt, in der ich lange Jahre gelebt. Der junge Violinvirtuose beabsichtigte noch in derselben Nacht für dauernd nach dort zu reisen.

„Sie bringen es fertig, bis zur letzten Stunde eine Gesellschaft mitzumachen?"

„Wundert Sie das?" Er hatte fein gelächelt. „Sie vergessen, wie gering die Vorbereitungen eines alleinstehenden Künstlers sind. Was ich mitnehme, ist kaum mehr als mein Instrument und ein wenig Heimweh."

Nun saßen wir im grell beleuchteten Salon und gaben uns redlich Mühe, die zerrissenen Tafelgespräche wieder anzuknüpfen. Es war geisttötend. Plötzlich der Hausherr:

„Sie tanzen, Isabella, gelt?" Der Chor der Gäste fiel auf dieses Stichwort ein. Die üblichen Bestürmungen, aus Neugier, Langeweile und mangelhafter Erziehung. Ich sah ein gequältes Lächeln auf den Lippen der Frau. Wie oft mag sie schon gewehrt haben, hilf- und zwecklos!? Ihre großen Augen trafen mich. Oh, sie hat ein Verstehen in meinem Blick lesen können — aber Hilfe?

Ich empfand Wut und Widerwillen. Einen Ekel vor diesen immer taktlosen, immer flach empfindenden Menschen. Am liebsten hätte ich mich selbst zu einem Vortrag angeboten und dann das zynische Kapitel aus den Leiden des Kapellmeisters Kreisler gelesen. Aber vermutlich ohne Wirkung; sie hätten Beifall geklatscht wie zu allem, was man ihnen vorsetzte.

„Ich würde Grieg tanzen —"

„Gewiß!" Der Gastgeber stürzte zum Grammophon und stellte fest, daß er keine Griegplatte besaß.

Ich stand etwas abseits und rauchte nervös eine Zigarette nach der anderen. Abwechselnd blickte ich auf Isabella und den Geiger, der spöttisch und angewidert dreinschaute. In diesem Moment entdeckte man ihn: „Helfen Sie uns aus der Griegverlegenheit, Herr Sant! Bitte, keine Ausreden!"

Eine ältere Dame tat sehr geschmeichelt, als man sie aufforderte, die Klavierbegleitung zu übernehmen. Da keine Noten im Haus waren, einigte man sich auf das Gehörspiel, und die kurzen Finger suchten bereits in unbeholfenen Harmonien . . . Länger hielt ich's nicht aus.

„Eine kleine Gartenpromenade", entschuldigte ich mich.

„Aber Sie werden nicht etwa —?! Das ist doch beleidigend für die Künstler!"

„Im Gegenteil!" sagte ich dem Hausherrn, der mir erregt nachgestürzt war, ins Gesicht und ging.

Draußen spielte der Mond mit den Blättern der Birken. Ich setzte mich auf einen der weißen Stühle und genoß, ruhiger werdend, die Stille der Abendstunde. Nach einer Weile tropften die ersten Töne aus dem hellen Fenster in die Schatten der Nacht. Die „Morgenstimmung" Griegs. Herber Duft des erwachenden Tages; halb Traum noch, halb Lebenswille.

Nach wenigen Takten versagte die Klavierspielerin. Ein paar Mißgriffe und der singende Geigenton blieb allein.

Ich erhob mich. Auf dem Rasenplatz geisterte der Schatten der tanzenden Frau. Lautlos schlich ich in den Schutz einer Kiefer und sah in das gelbe Fenster hinein. Sant spielte mit geschlossenen Augen. Isabella tanzte. Sie tanzte, als ob der volle, tönende Strich des Mannes sie einzig emporhielte; angeklammert an die Stimme der Violine, die ihr Rettung zusang. Ob Rudolf Sant immer so warme Töne aus seiner Geige hervorlockte? Als ich mich unter die Gäste mischte, unterhielt man sich über die „Salome". Isabella war im Ankleideraum, und Sant verabschiedete sich gerade. Sein Zug ging in zwei Stunden.

Auf dem Kiesweg zur Gartenpforte klärte ich ihn über meine scheinbare Teilnahmslosigkeit auf. Er nickte: „Ich weiß alles." Dann drückten wir uns die Hand, und ich blieb am Zaune stehen, bis er im Schwarz der Allee verschwunden war. „Was ich mitnehme, ist kaum mehr, als mein Instrument und ein wenig Heimweg . . ." Warum ist er so einsilbig gewesen?

Noch viele Flaschen wurden in jener Nacht geleert. Als ich einen Wagen für Isabella holen wollte, wehrte sie ab: „Ich gehe lieber zu Fuß. Wollen Sie mich begleiten?"

Die Stille draußen war wie ein Vorwurf. Beschämend nach dem Lärm des bunten Abends. Isabella hing an meinem Arm. Wir horchten auf den Widerhall unserer Schritte, — sahen zwischen dem Laub der Bäume die Sterne schwinden.

„Kennen Sie Rudolf Sant näher? —"

Ich zögerte: „Nein, gar nicht. Wir haben uns heute zum ersten und letzten Male gesehen."

„Warum zum letzten?" —

Die Villen schauten aus den Gärten hervor wie schöne, fremde Märchen. Ich kann mich nicht besinnen, mit welcher Stimme ich es sagte, jenes „Unterwegs nach dem anderen Erdteil“. Ich weiß nur, daß mich die Worte drückten und daß ich so schwer gesprochen habe wie noch nie. Und daß der Arm Isabellas gezuckt hatte, als wollte sie stehen bleiben.

„Für lange Zeit —?“

„Für immer.“

Da hat die Frau den Mantel fester gezogen und hat wieder geradeaus geschaut. Im Osten sammelte der Morgen alles Licht der Nacht zu einem ersten, unbestimmten Grauen.

Vater Gleim.

Zur 125. Wiederkehr seines Todestages am 18. Februar 1928.

Seinen dichterischen Ruhm verdankt Joh. Wilh. Ludw. Gleim dem aufrüttelnden Geschehen des Siebenjährigen Krieges. Was er vorher geschaffen hatte, waren kleine tändelnde Lieder, in denen er nach dem Beispiel Anakreons die Liebe und den Wein verherrlichte. Die von der „Freude heitrem Gängelband regierte“ Götter- und Märchenwelt Griechenlands wurde in seinen Dichtungen lebendig. Vor den Waffentaten Friedrichs des Großen verstummte das anakreontische Geplänkel; Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers“ wurden das dichterische Ereignis jener Zeit. Lessing schrieb das Vorwort dazu. Die Gedichte trafen in glücklicher Weise den Volkston und erweckten den Eindruck, als seien sie von einem Mitstreiter verfaßt worden. Sie fanden über Deutschlands Grenzen hinaus begeisterten Widerhall. Obwohl der Preußenkönig die deutsche Muse so wenig schätzte, blieb Gleim sein begeisterter Verehrer. Im Jahre 1785 hatte er die Freude, Friedrich dem Großen persönlich vorgestellt zu werden.

Doch schon in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges wandte Gleim sich wieder der heiteren Dichtkunst seiner Jugend zu. Er war in der glücklichen Lage, die Poesie nicht als einen Broterwerb betrachten zu müssen. Er erblickte in ihr vielmehr ein Mittel, sich dadurch das Leben im Kreise trauter Freunde zu verschönen. Sie veranstalteten heitere Feste, auf denen sie ihre gerade zur Welt gekommenen Musenkinder aus der Taufe hoben. Rosen umkränzten die Tafel und umwanden die Stirnen der Sänger. Klopstock, Voß, Herder, Bürger, um nur einige zu nennen, verkehrten in dem gastlichen Hause des „Vater Gleim“. Namentlich den Jüngeren half der Wackere gern mit freigebiger Hand aus der Not. Er ließ die Bildnisse der Freunde auf seine Kosten malen und in einem besonderen Zimmer aufstellen, dem sogenannten „Musen- und Freundschaftstempel“, in dem er besonders gern verweilte.

In den letzten Jahren seines langen Lebens — Gleim war 1719 geboren — bereiteten ihm die philosophischen und politischen Umwälzungen, besonders die französische Revolution, viel Verdruß, und veranlaßten ihn zu heftigen Wortgefechten mit jüngeren Freunden, welche die neue Zeit verherrlichten.

In ungeminderter Verehrung blickte dennoch die deutsche Dichterwelt zu Vater Gleim empor. Mit kurzen trefflichen Strichen zeichnete Goethe, der ihn 1783 besuchte, sein Charakterbild in „Dichtung und Wahrheit“. Zwei Jahre vor seinem Tode erblindete der würdige Greis. Er starb am 18. Februar 1803 und wurde — wie er es einst gewünscht hatte — im Garten seines Hauses zwischen den Denkmälern seiner Freunde bestattet.

Dr. K. Brandes.



* **Der „Zauberfisch“.** Sehr gefürchtet ist der im Indischen Ozean bis Polynesien vorkommende sogenannte „Zauberfisch“, dessen Angriff den Menschen wirklich wie ein verderblicher Zauber überfällt, ein Zauber, dem er nicht mehr entrinnen kann. An beiden Körperseiten entlang, dicht unter den Rückenflossen, sitzen im Körper dieser Fische zwei langgestreckte Säcke, bis zum Platzen gefüllt mit einem heftig wirkenden Gift. Jede etwas unsanfte Berührung der Flossen hat nun zur Folge, daß diese Säcke zerspringen und ihr Gift auf meterweite Entfernung herausspritzen, während gleichzeitig dreizehn giftgefüllte Stacheln den Gegner bedrohen. Ein Forscher — Kobert — hat festgestellt, daß das Zusammentreffen mit dem Zauberfisch einem Menschen binnen einer halben Stunde den Tod bringen kann.

*

* **Bedrohte Wolkenkratzer.** Der soeben aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrte bekannte englische Baumeister Sir Edwin Lutyens erklärt in der Londoner Presse, daß der erste große Zyklon die Wolkenkratzer von Newyork zum Einstürzen bringen werde. Nach vierzig Jahren würde von diesen Riesenhäusern gewiß keines mehr vorhanden sein. Er habe festgestellt, daß die Eisenkonstruktion des Madison Square Tower vollständig vom Rost durchfressen ist, so daß der Einsturz unabwendbar in zehn Jahren erfolgen werde. Bei einer Untersuchung der anderen Wolkenkratzer habe sich dasselbe ergeben. Unbegreiflich findet er den Leichtsinn, daß die amerikanischen Baumeister jedes Unternehmen zum Schutz gegen den Rost unterlassen haben.

*

* **Wann wurde zuerst gewürfelt?** Durch alle Jahrhunderte hindurch hat die Menschheit gewürfelt. Würfel findet man schon auf ägyptischen Monumenten abgebildet. Man fand sie auch unter den Trümmern des alten Theben. Man sagt, daß Palamedes, einer der Helden, die um 1244 vor Christus gegen Troja zogen, Würfelsteine, so wie wir sie kennen, gebraucht habe. Doch lange vorher wurde schon mit numerierten Kubussen gespielt. Übrigens braucht man nur das erste beste Werk eines alten griechischen oder römischen Schriftstellers zu lesen, um zu merken, daß das Würfelspiel damals große Anhängerschaft besaß.

Rätsel-Ecke

Säulen-Rätsel.



Die Buchstaben jeder einzelnen Säule sind umzustellen, derart, daß jede Säule von unten nach oben gelesen eine größere Stadt nennt. Sind es die richtigen, so nennen die einzelnen Säulenfüße zusammengestellt einen besonderen Tag im Februar.

*

Rätsel.

Das Mittelstück: ein selt'ner Baum
Mit seinem Laub. Man sieht ihn kaum.
Das Ganze: eine alte Stadt,
Die manchen Schatz im Grunde hat.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 34.

Kronleuchter-Rätsel:



= Fastnacht.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.